

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 23

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 23
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
9. Juni
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Cl. Fischer-Vogel.

Der Blinde im Frühling.

Dein Auge schauet froh und still beglückt,
Wie sich die Schwalbe in den Lüften wiegt,
Wie sich die liebe Erde wieder schmückt
Und wie der Frühling allen Gram besiegt.

Doch abseits tastet sich ein Mensch hinan.
Sein Weg ist steinig, mühsam, ohne Licht.
Fremd tönt fernher der Schwalbe Jubelsang,
Und unsre liebe Sonne sieht er nicht.

Daß ihm der Boden unter seinem Fuß,
Der lichte Glaube ihm nicht ganz entweiche:
Spend' ihm die Hilfe, Mensch, den treuen Gruß,
Ein Lächeln auf das Angesicht, das bleiche!

Und sag ihm, daß der gütig treue Gott
Schuf auch des Blinden Freund in jedem Menschenkind,
Ihm beigezelt. Sag ihm, daß in der Not
Wir alle Kinder eines Vaters sind!

Die Wolke über Bern.

Trüb und grau hing langezeit die Wolke
Auf der Stadt und um des Münsters Bau,
Und die Menschen wurden im Gemüte
Wie die düstre Wolke trüb und grau.

Doch nach grauem Tag und Wintersorge
Blies der Wind die garstige Wolke fort!
Sieh nun: Klar die Stirn, im Herzen Dank
Und des Münsters Turmespitze blank,
Wie gesponnen in das Himmelblau
Von den zarten Sängern einer Frau.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Oretlein & Co., Zürich.) 23

Sidneys letzte Tage in Bellerive waren gekommen. Er hatte sich mit Heimatluft gefättigt, hatte sich voll Erinnerungen getrunken, hatte gefaulenzt, heimatliches Brot gegessen und heimatlichen Wein genossen, hatte alte Freunde wieder gewonnen und war mit Schmeichelreden und Anerkennung überschüttet worden. Nun war er an der Grenze angekommen, die erst Ueberdruß und dann Sehnsucht zeitigt! Arbeiten, hinein in die Arbeit! Nichts mehr denken und wissen als Arbeit. Er lag in Tante Mariechens blauem Salon auf dem Ruhebett und starrte hinauf zur Decke. An seinem innern Auge zogen Bilder vorüber wie Abendwolken, oft wunderbar phantastische, übermächtig große, groteske, lächerlich verzerrte oder zerblasene, vom Wind hin und her gezerrte. Alle die Gesichter kamen ihm unwahr, veraltet, fremd vor. Er suchte nach Eigenem. Er wollte etwas schaffen,

was alles umfassen sollte, das tiefe und das große, und vor allem das einfache. Er fuhr auf. Da saß es. Da mußte er einsehen, bei der Einfachheit. Mit der Vereinfachung würde von selbst die Klarheit kommen, in der Idee wie in der Ausführung. Er wollte zur Quelle gehen und da für seine Seele Wasser schöpfen. Wo war sie? Wo fand er sie? Wer hütete sie? Hütete die Schönheit die Quelle? Nein, sie lockte nur, sie zu suchen. Hütete sie die Sehnsucht? Nein, sie zeigte nur den Weg. Oder hütete die Liebe die Quelle? Nein, sie geleitete nur den Sucher. Wo also fand er die Quelle, die er brauchte, um die Einfachheit zu finden?

Sidney füllte seine Skizzenbücher mit Versuchen. Er zeichnete Linien und Formen, nahm, was sich ihm bot, hatte seine Augen überall, war mit offenen Sinnen bereit, in sich aufzunehmen, was seinem unbestimmten Fühlen Ge-

stalt und Inhalt geben könnte. Aber alles erschien ihm abgedroschen, fade, längst, längst gefunden. Er wurde ungeduldig. Warum begnügte er sich nicht mit dem, was er erreicht, wenn er doch Erfüllung nicht finden konnte, den Ausdruck für das, was er suchte, nicht fassen konnte? Es packte ihn oft eine Art von Angst, eine Bangigkeit, die einem seelischen Ersticken gleich, wenn der Gedanke in ihm aufstieg, daß die Tage dahin gehen würden, vielleicht die Wochen, und daß möglicherweise monatelang dies Suchen anhalten könnte. Wer vermochte es, ihm zu sagen, ob er überhaupt je das würde bilden können, was er suchte? — Und doch. Da er es suchte, mußte er es finden. Wenn nicht die Erfüllung unerkannt in ihm lebte, wie käme er dazu, sie zu ersehnen? Ein lang vergessener Vers fiel ihm ein: Suchet, so werdet ihr finden. Darin war ein bestimmtes Versprechen enthalten. Nur einfach: Suchet, suchet, das war leicht gesagt. Suchte er nicht? In dem Vers stand nicht, wie lange er suchen sollte, auch nicht, wie man zu suchen hatte. Es mochte an ihm liegen, vielleicht suchte er nicht richtig. Oder lag es daran, daß er zu viel suchte? Daß er ungeduldig war und erzwingen wollte, was reifen mußte?

Tagelang mühte er sich, seine Gedanken auf anderes zu lenken. Er verjagte zornig die innern Bilder. Es half ihm kein Fluchen. Er trank mit Freunden herum. Er fuhr im Segelschiff. Er ritt mit Adelheid und Rahel. Er verschief halbe Tage. Es nützte ihm alles nichts, immer wieder fand er sich auf den Wegen, von denen er glaubte, daß sie zur Einfachheit führen würden. Woher kommt die Quelle? Wie entsteht sie? Wer nährt sie? Er meinte, indem er dies innere Examen ablegte, den Ursprung zu finden, die Formel zur Ureinheit. Die Antwort war leicht: Quelle stammt aus der Erde, der Mutter alles Blühenden. Sie wird genährt von den ewig sich erneuernden Wassern. Und jetzt? Wuchte er mehr? Symbole wollte er nicht, er wollte das Leben. Das Einfache — das Einfache.

Er machte Entwürfe, und führte sie auf das Primitiv zurück. Doch entstand Leere statt einfacher Fülle. Er begann und endete nichts. Er zerriß und zerstampfte, was er gemalt. Er fing an, ungeduldig nach Arbeit zu werden. Seine Gedanken flogen immer öfters nach Rom, in sein Atelier, wo verstaubt, roh, eben erst begonnen, sein neues Bild wartete. Er lachte höhnisch, gedachte er seiner. Seine erste Tat sollte sein, es zu vernichten. Und wäre es ein Medaillenbild geworden — weg damit. Verkehrt an die Wand wollte er es stellen. Und dann? Dann würde er auf seinem zerrissenen Ruhebett liegen, ein Knie über dem andern, die Zigarette im Mund, und würde dem Rätsel nachsinnen, das er nicht lösen konnte. Und dann würde Ilse von Stadel kommen und auf die Bodumdecke sich setzen und ihn auslachen. „Du hast ja alles, was du willst — was willst du denn mehr? Sei kein Aff!“ Und dann... Sidney zwang sich und seine Gedanken auf andere Bahnen. Rahel begegnete ihm.

Er besann sich nicht lange und sprang auf. Eine halbe Stunde später war er in Bellerive, sprang die Treppe des weißen Hauses hinauf und ließ sich durch Karoline anmelden. Im Wohnzimmer saß Rahel zwischen der Mutter und Tante Adeline und nähte. Saß und nähte. Es schützelte ihn, so erschraf er. Da saß sie... und nähte. Und

die Mutter sagte: „Rahel, morgen wollen wir Wäsche zusammenlegen.“ Und Tante Adeline sagte: „Es ist mir nicht angenehm, daß du die Einladung unseres Pfarrers nicht annehmen willst, Rahel. Ich wünsche, daß du hingehst.“ Und Rahel sagte: „Tante Adeline, ich weiß gar nicht, was ich mit ihnen reden soll.“ Und Tante Adeline wiederum: „Andere junge Mädchen wissen immer, was sie reden sollen.“ Und Rahel schwieg und nähte. Sidney setzte sich ebenfalls schweigend neben die Frauen.

Er hatte in der Bedrängnis, in die ihn seine Laune in Rahels Angelegenheit verwoben, sich ernstlich gefragt, ob er nicht Rahel vorschlagen wolle, ihn kurzerhand zu heiraten. Dann wäre sie frei, und er wollte dafür sorgen, daß sie in der Ehe nicht erstarren noch versumpfen sollte. Aber er hatte den Gedanken verworfen, als Rahels und seiner unwürdig. Rahel heiratete man nicht um irgendeines anderen Grundes, als um ihrer selbst willen, und ihr und ihm bekäme es schlecht, wenn er sich als eine Art Opfer darbrächte. Pfui Teufel, Opfer bringen. Opfer bringen nannte er, wenn jemand etwas seiner Natur nicht Entsprechendes tat oder unterließ. „Opfer bringen ist schwer, Opfer annehmen schwerer, aber das schwerste ist, zu verhindern, daß gebrachte Opfer sich nicht in Fluch verwandeln“, hatte er einmal einer Dame auf ihren Fächer geschrieben. Sie hatte ihn darob verwundert angeschaut und gesagt: „Opfer — il bel Signor Sidney, mai, mai!...“

„Rahel, kommst du mit mir? Der Abend ist sehr schön, und wir haben keinen mehr vor uns.“ Rahel sah zu Adeline hinüber. „Frage deine Mutter“, sagte er. „Natürlich, geh nur“, sagte Ottilie sehr erstaunt. Man merkte ihr an, daß Erlauben und Verbieten gewöhnlich nicht ihren Händen anvertraut waren. Rahel sprang auf und lief rasch aus der Tür. Adeline nickte Sidney zu, als er ging.

Er wandte sich. „Tante Adeline, willst du nicht mit uns kommen?“ — „Danke“, sagte sie, „ihr seid ja zwei.“ — „Ich würde mich freuen, wenn du mitkäme“, bat Sidney, der den Ausdruck von Entbehrung auf Adelines Gesicht bemerkte, wenn auch nicht bewußt deutete. Adeline sah ihn an. Er sprach aufrichtig. Warm stieg es in ihr auf.

„Ich danke dir, Sidney“, sagte sie. „Ich bleibe lieber hier.“ Da grüßte er und ging.

Adeline schaute den beiden nach, wie sie in die Allee einbogen. Es fielen Herbstblätter langsam und bedächtig von den verarmenden Bäumen, und das eine oder das andere blieb an Rahels Kleid oder Sidneys Mantel hängen. Dann sanken sie zur Erde.

„Herbst“, sagte Adeline halblaut. „Bald Winter“, gab Ottilie zurück. Adeline setzte sich in die Ecke des gelben Damastsofas und nahm ein Buch. Sie las aber nicht.

Das ist Glück, so neben ihm zu gehen, dachte Rahel. Es ist Glück, seine blauen Augen anzuschauen und seine braune Haut und seine kräftigen und beweglichen Hände. Das ist schon viel Glück. Bald ist er fort. Und dann bin ich ganz allein. Und meine Gedanken müssen Tag und Nacht wandern, um ihn zu suchen, und wissen nicht, wo sie ihn finden werden. Und was soll ich mit meiner Liebe anfangen, wenn er weg ist?

„Rahel“, sagte Sidney, „was denkst du?“

Wären nicht Berge von Herkommen, Lasten von Sittenzwang über ihrem Gefühl gelegen, wären nicht Hecken und Mauern darum gebaut worden, so hätte Rahel ehrlich gesagt: Ich denke an dich und an meine Liebe zu dir. Aber das sagte sie nicht. Ihr Stolz erlaubte es nicht, und das Wort Johannes' über die Liebe hatte sie vergessen. Sie sagte bloß: „Oh, ich dachte an Rom.“

„Rahel, ich werde es lange nicht verschmerzen, daß ich nichts für dich erreicht habe.“

„Ach, Sidney, wie konntest du. Ich habe ja keinen Mut. Tante Adeline gegenüber kann ich mich nicht behaupten. Ich bin ganz umschürt. Um mich mühe dich nicht mehr, es nützt doch nichts.“

„Rahel, versprich mir das, daß du mir schreibst, wenn du mich brauchst. Hältst du es hier nicht mehr aus, so kommst du zu mir, oder lässest mich hierher kommen. Irrend etwas wird dann geschehen. Ich kann dir nur nicht sagen, was, und will auch nichts versprechen, was zu halten mir vielleicht nicht möglich sein wird. Aber es wird ja wohl aufwärts mit mir gehen — äußerlich, meine ich — und es wird mir immer leichter werden, dich zu stützen. Ich werde Geld verdienen, und du wirst dadurch unabhängig werden von Tante Adeline.“

Rahel schluchzte plötzlich. „Ich fürchte mich vor dem Alleinsein. Aber noch mehr vor Tante Adeline. Früher hat sie mich gern gehabt, jetzt kann sie mich nicht mehr leiden.“

„Das glaube ich nicht, Rahel“, sagte Sidney.

„Doch, ich weiß es. Es ist, als könnte ich in ihrem Herzen lesen. Ich verstehe oft die Worte, die sie denkt, und die sie den Augenblick nachher ausspricht. Ich fühle, daß sie gegen mich ist. Sie muß sich Mühe geben, freundlich mit mir zu sein. Sie hat eine andere Stimme als früher, wenn sie mit mir spricht. Ich habe auch geträumt, ich sei das Schneewittchen, das sie mit dem Jäger in den Wald jagte, um es zu töten. Ich träume nie, ohne daß etwas am Traume wahr ist.“

„Rahel“, rief Sidney, „wahr! Du denkst am Tage darüber nach und träumst in der Nacht davon.“

„Johannes glaubt mir.“

„Johannes“, rief Sidney unmutig. „Er ist ein Träumer. Nun wirst du wieder zu ihm aufsehen wie zu einem Herrgott.“

Rahel lachte. „Du hast dich noch zu beklagen, du. Ich habe den Armen um deinetwillen arg vernachlässigt. Ich bin froh, daß er gütig genug ist, mir zu verzeihen. Sidney, schreib mir oft, willst du?“

„Ja, natürlich.“

„Aber nicht nur Auswendiges, auch wenn... wenn... — „Du dich verliebst, willst du sagen.“ — „Ja, das ge-



Landhaus Märchligen. — Peristyl.

(Aufnahme von A. Stumpf.)

hört auch dazu.“ — „Das verspreche ich dir, ach, Rahel...“ — „Was, Sidney?“

„Rahel, du kannst mir vielleicht sagen, was die Quelle des Einfachen ist?“

Erstaunt sah sie zu ihm auf. „Das Große“, sagte sie, ohne sich zu besinnen.

„Das Große, wie meinst du das?“

„Wenn du etwas in der Nähe befindest, so besteht es aus hundert Einzelheiten, siehst du es von oben, oder von ferne, so wird es einfach, nicht?“

„Ja, du hast schon recht. Das ist aber die sichtbare Einfachheit. Aber die unsichtbare?“

„Ich kenne sie nicht. Ich will Johannes fragen.“

„Ach, du mit deinem Johannes. Das ist ja das reine Aufschlagebuch.“

„Nein, es ist fein, was er sagt. Ich glaube, er sagt nie etwas, das er nicht zu verstehen gelernt hat.“

Sidney faßte Rahels Hand. „Rahel, wir wollen uns heute Lebewohl sagen. Jetzt. Ich mag nicht Abschied nehmen, wenn die andern dabei sind. Es fällt mir schwer, von dir fort zu gehen.“

Rahel klopfte das Herz in plötzlicher Angst. Noch nicht, noch nicht, dachte sie. Ihr war, als hänge sie über einem Abgrund, und der einzige, der sie zu retten vermochte, wollte davongehen. Sie hielt seinen Arm mit beiden Händen fest. Unter einer herbstlich kahlen Birke stand Sidney still. Durch die paar gelben Blätter, die an den zierlichen Zweigen hängen geblieben waren, leuchtete die Abendsonne, daß sie aussahen wie goldene Tropfen. Dazwischen hingen dunkle, ausgedörrte, die sich scharf umrissen vom Himmel abhoben, der blau durch die Aeste lachte.

„Leb wohl, Rahel.“ — „Leb wohl, Sidney.“ Er hielt sie bei den Händen, und Rahel fing an zu weinen wie ein kleines Kind. Die Tränen liefen ihr über die bräunlichen Wangen.



Landhaus Märchligen. — Eingang.
(Aufnahme von A. Stumpf).

„Du mußt nicht weinen, Herzensrahel. Verzeih mir, daß ich den Mut nicht hatte, dich mit mir zu nehmen. Trag es mir nicht nach.“ Sie schüttelte den Kopf.

„Wir sind doch beisammen, wenn wir auch fern voneinander sind“, sagte Sidney. Rahel nickte stumm. Darauf gingen sie schweigend nach Hause. „Rahel — liebe Rahel“, dachte Sidney, aber er sagte es nicht.

Unter der Haustüre sah Rahel ihn an, nickte kurz und lief die Wendeltreppe hinauf, die zu ihrem Zimmer führte. Dort weinte sie, bis es dunkel geworden und das goldene Glimmern auf dem See, das sich mit den Wassern zu einem zarten, schimmernden Gewebe verbunden hatte, erlosch. —

Im gelben Salon nahm Sidney Abschied von Adeline, Betty und Ottilie. Ottilie wünschte mit sehr vielen Worten weiteren Erfolg, gelobte treuestes Gedenken, hoffte auf baldiges und glückliches Wiedersehen und führte das Taschentuch an die Augen, da sie ohne zu weinen nicht Abschied nehmen konnte. Adeline sagte ein paar Worte, das Gedeihen seiner Arbeit betreffend, drückte ihm kurz und bestimmt die Hand, bat um Nachrichten — Rahel wird uns ja nicht darben lassen — machte eine seltsame verabschiedende Handbewegung und verließ den gelben Salon.

Sie kam zum Abendbrot nicht herunter.

Sidney schaute sich nach ungefähr fünfzig Schritten um nach Rahel. Er sah nur das weiße Taschentuch aus ihrem Zimmer freundlich flatternd winken. Es verriet nicht, wie viele Tränen darauf gefallen waren. (Fortf. folgt.)

Der junge Künstler.

Münchener-Skizze von Roland Bürki.

Auf dem Elisabeth-Platz hat ein junger Künstler seine Staffelei neben einem Baume aufgestellt und malt einen kleinen Park: Einen Spazierweg mit Spaziergängern und Ruhebänken und schönen, schattenspendenden Bäumen, aus welchen das Sonnenlicht grüngolden leuchtet.

Viele Menschen haben sich um den Musenjüngling versammelt, einige in atemloser Spannung jeden Pinselstrich verfolgend, andere diskutierend, einige gehen fort, andere kommen herzu, und die hintern machen Bogenhänge und drücken nach vorn. Ein alter Herr mit einem Bierbauch in meiner Nähe leucht: „Nett, nett, ganz nett, nur etwas groß — was kostet der Quadratmeter?“

Ganz vorn drängen sich Buben und Mädels um den Künstler herum, jedes möchte seine Nase zu vorderst haben.

Ein kleines Schulmädchen in rotem Schürzchen und mit blonden Zöpfchen steht wichtig, wie ein kleines Fräulein, vor der Staffelei, die andern strecken alle die Köpfe herzu. Jetzt hört man nur das eine Wort, todernt und die zwei ersten Silben stark betont: „Ab — scheulich!“ Darauf schallendes Lachen der Erwachsenen.

Einige feste, kleine Buben haben aus einem nahen Spezereiladen Kisten herbeigeschleppt und neben dem Baume aufgestellt. Nun sitzen sie auf ihrem Throne, mit den Beinen baumelnd und von hoher Warte aus das Entstehen des Kunstwerkes verfolgend.

Eine blasser Dame mit feinen Gesichtszügen sieht still dem Künstler zu, schaut und schaut, mit großen, seelenvollen Augen, welche unaufhörlich sagen: „Schön, schön, schön!“

Immer mehr Leute drängen sich um den Maler. Ein anderer junger Künstler kommt herzu, sieht um sich und betrachtet das Bild. Dann fängt er zu sprechen an, mit lauter, pathetischer Stimme: „Meine Damen und Herren! Hier ist zu sehen der größte Kunstmaler der Gegenwart! So was sieht man nicht alle Tage, das kostet Geld!“ Dabei zieht er den breiten Schlapphut ab und hält ihn den zunächststehenden Wartfrauen hin, die sich anschicken, fortzugehen. „Nein! Zuschauen schön, aber bezahlen —“, steht auf ihren Gesichtern zu lesen.

„Mordskerl! Mordskerl!“ tönt es plötzlich von der Seite. Zwei enthusiastische Belofahrer sind abgestiegen und machen ihrer Bewunderung Luft.

Ein alter Herr mit silberweißen Haaren und einer Brille kommt herzu, sieht und sieht und prüft und prüft alles ganz genau — und geht weiter.

„Du! Jetzt sieh' mal her, a junge Künstler!“ Zwei Dienstmädchen mit den üblichen, weißen Spitzenbändern über der Stirn kommen herbei. „Hibsch macht er dees!“ sagt die eine. „Aber wunderhibsch!“ die andere. Dann drängen sie sich nach vorn und besehen den jungen Künstler mit seinen Locken von der Seite, strecken die Köpfe zusammen und tuscheln und blicken wieder hin. Jetzt flüstert eines dem andern was ins Ohr; aber da bekommt es von seiner Freundin mit dem Ellbogen einen Stoß in die Seite und errötet. Dann schwenken sie ab und strecken in allem Gehen wieder die Köpfe ganz nahe zusammen. Nein aber auch! Was die sich nur zu sagen haben? —

Märchligen.

„Märchligen“ — das Wort klingt wie Märchen und will wohl einen Ort bedeuten im Märchenlande. Wer so rät, hat einerseits recht und ist andererseits doch auf falscher Fährte. Märchenhaft schön ist der Ort, das ist wahr: ein stilvolles Landhaus in einem prachtvollen alten Park versteckt, mit einer wundervollen Aussicht auf die Berge und ein weites Flußthal. Aber er ist nicht im Lande Uto-